

Bericht von Carola Franke-Höltzermann M.A.

geb. Franke	* 1954 in Dessau /DDR
1957-1960	Kindergarten des VEB Junkalor
1960-1968	Schul Ausbildung an der Polytechnischen Oberschule, Klasse 1-8
1968-1972	Schul Ausbildung an der Erweiterten Oberschule Philanthropinum, Klasse 9-12
1972	Abitur

Nach 12jähriger Schulzeit hatte ich im Sommer 1972 gemeinsam mit meinen Mitschülern der Klasse 12 S am Philanthropinum in Dessau /DDR das Abitur abgelegt.

Da ich keinen Studienplatz für mein Traumfach Innenarchitektur bekommen konnte, wurde ich, wie so viele Mitschüler „umgelenkt“. Schließlich sollte jeder im Arbeiter- und Bauernstaat die Möglichkeit haben zu studieren. Nach Neigungen wurde nicht viel gefragt, sondern die Bestrebungen waren dahingehend, freie Plätze zumeist an Fachschulen, die sonst keiner freiwillig annehmen wollte, zu besetzen.

Im Herbst begann ich notgedrungen ein Studium der Ingenieurökonomie für Baustofftechnologie in Apolda/Thüringen. Hier trafen bis auf einige „verirrte Männer“ vornehmlich junge Frauen zusammen, die eigentlich fast alle etwas anderes hätten studieren wollen und „umgelenkt“ worden waren.

Uns erwartete ein geregelter Tagesablauf, ein verschultes System mit obligatem Stundenplan ohne Alternativen, Unterbringung in Drei-Bett-Zimmern, Gemeinschaftsduschen und Etagenküche in geschlechtlich getrennten Wohnheimen.

Oft fuhren wir mit dem Eilzug ins benachbarte Weimar zu Ausstellungen und zum Einkaufen. Irgendwann habe ich in einem der „Westzüge“ das sog. Zuglaufschild geklaut mit der Wegstrecke „Leipzig-Weimar-Erfurt-Bebra-Frankfurt/Main“ und über mein Bett gehängt. Natürlich blieb das der Wohnheimleiterin auf einem ihrer unangemeldeten Zimmerkontrollgängen nicht verborgen und ich erhielt einen dicken Verweis in meine Akte.

Aber das konnte mich auch nicht mehr beunruhigen, denn meine Mutter und mein Stiefvater in Dessau betrieben zu dieser Zeit schon sehr intensiv einen Ausreiseantrag mit dem Ziel der Familienzusammenführung. Und da ich das Papier auch mit unterschrieben hatte, bespitzelte mich ein junger Stasi-Mitarbeiter auf eine ziemlich plumpe Art vor Ort. (In der DDR galt man mit 18 Jahren als volljährig, in der BRD seinerzeit erst mit 21 Jahren.)

Das Stasi-Gebäude lag gleich gegenüber der Fachschule und fast jeden Sonntagabend nach meiner Familienheimfahrt musste ich daran vorbeilaufen. Nur einmal machte ich einen Umweg auf dem Weg zum Wohnheim... Meine Mutter rief am nächsten Tag ganz aufgeregt an und ließ mich aus dem Unterricht holen, unserem Ausreiseantrag war stattgegeben worden. Über die langwierigen Schikanen, Arbeitsverbote meiner Eltern, Gespräche, Packaktionen, Wohnungsauflösung, Behördengänge und Verabschiedungen möchte ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen.

Am 23. November 1973 wurde ich nach eigener fester Willensbekundung und der Zahlung von 30 Mark Verwaltungsgebühr aus der Staatsbürgerschaft der Deutschen Demokratischen Republik entlassen und erhielt ein Ausreisevisum, samt einer 10 DM Banknote zum Kauf von Reiseverzehr.

Innerhalb einer Woche hatte wir Dessau zu verlassen, die Reise ging einige Tage später mit Mutter, Stiefvater, Bruder und Dackel nach Ebingen (heute Albstadt) zu meinem Großvater. Von Dezember 1973 arbeitete ich dann in einem der Läden des Großvaters und verkaufte Tabakwaren und Zeitschriften und nahm Lotto-Scheine entgegen. Leider funktionierte die Familienzusammenführung nicht so recht, der Stiefvater zog zu seinem Bruder nach Heidelberg, meine Mutter wurde krank und ich hielt zunächst noch durch, konnte mir aber nicht vorstellen zukünftig tagtäglich im Laden zu stehen, Lotto-Scheine zu stempeln und die Bild-Zeitung zu verkaufen.



Irgendwann las ich in der dortigen Tageszeitung „... morgen letzter Tag der Einschreibung für das Sommersemester 1974 an der Universität Tübingen“. Ich erschien aus Krankheitsgründen am 2. April nicht zu Arbeit und verließ erstmals eigenmächtig und ausschließlich selbstinteressiert Ebingen und fuhr mit dem Zug nach Tübingen.

Was ich studieren wollte, überlegte ich mir auf der einstündigen Fahrt: Deutsch und Französisch. Letzteres wohl aus dem einfachen Grund, irgendwann einmal in meine Traumstadt Paris zu kommen.

Naive Vorstellungswelt eines gerade aus dem Osten entlassenen Mädchens !

In Tübingen angekommen, fragte ich mich in Richtung Universität durch. Spätestens auf der Neckarbrücke merkte ich, dass in dieser Stadt ein anderes Leben gelebt wurde, die Stadt „pulsiertere“, verrückte Typen liefen hier herum... Es war Liebe auf den ersten Blick!

(Eine andere Stadt im Westen hatte ich ja bis dahin nicht gesehen.)

Ich schaute mich noch ein wenig im Bert-Brecht-Bau um und besorgte einige Informationen zu meinen Studienfächern.

Eine Woche später, am 11. April 1974, schrieb ich mich als Studentin mit den Fächern Germanistik und Romanistik für das Lehramt an der Universität Tübingen ein.

Es war nicht nur ein Sprung ins kalte Wasser, sondern ins eiskalte Wasser. Diese schnelle Entscheidung für Tübingen und der Beginn des Studiums in diesem Moment war für mein

zukünftiges Leben wohl der wichtigste, selbstständigste und erhabenste Schritt. Damals realisierte ich das natürlich nicht so. Man weiß ja auch in diesem Moment noch gar nicht, wie es weitergeht. Aber heute nach so vielen Jahren, kann ich das feststellen.

Einen Antrag für ein Wohnheimzimmer füllte ich auch aus und beim Bafög-Amt erhielt ich einen Haufen Formulare, der mich verwirrte und verängstigte. Das alles kannte ich ja bis dato nicht.

Da ich wohl zu den „hilfsbedürftigen und orientierungslosen“ Studenten gehörte, konnte ich nach einigen Telefonaten am selben Tag doch noch zufällig einen Wohnheimplatz erhalten. Eigentlich sind um diese Zeit alle Wohnheimplätze lange vergeben. Man hatte Erbarmen mit dem unwissenden ostzonalen naiven Mädchen.

Ich zog mit meiner Minimalausstattung, einer Reisetasche, in das vorletzte Doppelzimmer im Erdgeschoss in „30/1“ - das Wohnheim Wilhelmstraße 30/1 zwischen dem Clubhaus und der Ammer - ein. W., der Student der Pädagogik und nebenberuflicher Heimbetreuer quartierte mich zu A. ins Zimmer, die nicht gerade begeistert war über ihre neue Mitbewohnerin.

Ich hatte im Osten gelernt angepasst zu sein und versuchte es erst mal auf diese Weise, klein, bescheiden, ruhig, zurückgezogen. Das Zimmer war eingerichtet gleich neben der Eingangstür mit einer Waschecke, gegenüber einem Wandschrank, dem alles einnehmenden Hochbett, zwei Tischen und Stühlen und für jeden ein Hängeregal mit zwei Brettern. Weitere persönliche Dinge fanden dann Platz in Obstkisten, die wir übereinander stapelten.

Im Wohnheim hatten etwa 26 Studenten Platz gefunden, fast alle im Doppelpack. Es gab eine Gemeinschaftsküche und getrennte Sanitärräume und natürlich im Eingangsbereich den großen runden Tisch. Hier saß man, wenn einem das Zimmer zu klein geworden war und man Ansprache benötigte oder wollte. Saß man hier, hatte man den Überblick, wer ein- und ausging.

Die zentrale Lage von 30/1 war absolut von Vorteil. Alles war gut zu Fuß zu erreichen, die Uni-Gebäude, Tengemann, Osiander und die Kneipen. Alle Feste im Clubhaus konnte man zunächst inspizieren und bei Gefallen ohne Eintritt durch die Hintertüre besuchen. Die Wiese mit Bäumen hinter'm Haus war ruhig, die Ammer plätscherte so vor sich hin, mal mehr, mal weniger. Im Sommer lagen wir hier und lernten oder saßen am Ufer und ließen die Füße im Wasser baumeln.

Im Wohnheim fand ich meine ersten Freunde, die mir halfen, mich in der westlichen Welt und im Uni-Alltag zurecht zu finden. Sie alle hatten sich schnell an meine dummen Fragen gewöhnt und unterstützten mich. Manchmal war es mir echt peinlich.

Hier trafen sich auch Typen, die man nie vergisst: G., eine griechische Doktorandin philosophierte über Dinge, die ich nicht verstand, eine chinesischer Kommilitone kochte stets um Mitternacht und zog deshalb oft den Unmut der restlichen Bewohner auf sich. W. studierte Alles und Nichts, lief immer im Schlurfschritt mit Hauspantoffeln herum und spielte zu unserer aller Freude ein Harmonium. Von ihm lernte ich die ersten schwäbischen Vokabeln, die er mich auch regelmäßig abfragte. M., Pfarrerssohn und Mathematikstudent teilte mit ihm in aller Freundschaft und Zuvorkommendheit das Zimmer. In einem Zimmer wohnte auch G., ehemaliger Jugendradmeister, auch erst kurz da, aus dem Osten abgeschoben worden, der nun Medizin studierte und viele Nachtwachen machte. Ihn fand ich sehr sympathisch und suchte seine Nähe, weil ich dachte, dasselbe Schicksal trägt sich besser zusammen. Aber meine Zimmergenossin hatte mehr Glück bei ihm, was die Stimmung in unserem Zimmer nicht verbesserte.

An manchem lustigen Abend beschloss man auch mal ganz spontan, entweder gleich ins Elsass zum Essen zu fahren oder man fuhr an einem verlängerten Wochenende kurz nach Spanien zum Baden. Zu Viert oder zu Fünft besuchten wir sonntags diverse Eltern zum Mittagessen. Ich lernte auf einmal die Welt kennen und war so dankbar für die Bereitschaft der anderen, mich mit einzubeziehen.

Im Bert-Brecht-Bau begann ich mit dem Studium meiner beiden Fächer und zusätzlich mit der Latein-Büffelei. Das Kleine Latinum musste „nachgemacht“ werden, jeden Montagmorgen um 7.15 Uhr im Hegelbau. Die Sprache interessierte mich überhaupt nicht (in der Schule hatte ich Russisch, Englisch und Französisch) und ich fand einfach keinen Zugang zu ihr. Ich quälte mich endlos über einige Semester, schwänzte, setzte aus, ging zur psychologischen Beratung, fiel trotzdem durch alle Prüfungen und war dann irgendwann raus, wurde zu keiner Prüfung mehr zugelassen. Dazu später mehr. Auch in Germanistik und Romanistik quälte ich mich mit Mediävistik- und Altfranzösisch-Seminaren, aber dennoch hoffnungsvoll, dass eben alles seine Zeit brauchen würde.

Im Sprachlabor saßen dann Kommilitonen mit mir, die bereits als Au-Pair in Frankreich gearbeitet hatten. Mein Gott, sprachen die französisch...! Was ein Au-Pair machte und wie man es wurde, das wusste ich bis dahin nicht. Nach ein paar Wochen sprach mich dann die Dozentin an und fragte, wo ich denn die Sprache gelernt hätte. Na ja, im Osten..., noch nie in meinem Traumland gewesen. Sie gab mir den Tipp, entweder ein Jahr Frankreich-Aufenthalt oder Wechsel des Studienfaches. Ersteres kam nicht infrage, weil ich ja gerade erst einmal von Ost nach West gewechselt war und das mir schon „genügend Probleme“ bereitete und ich gerade dabei war in der neuen Welt Fuß zu fassen. Also Fächerwechsel; aber wie und was ?

A. studierte Kunstgeschichte, EKW (Empirische Kulturwissenschaft) und Soziologie. Letzteres war nicht mein Ding, die beiden anderen Fächer fanden schon eher mein Interesse. Obwohl niemand so richtig wusste, was die EKW'ler eigentlich in ihrem Schlossturm da droben so trieben. Vielleicht hat mich das dann auch gereizt. Ich begleitete A. zu einigen Seminaren und Vorlesungen und änderte dann zum 2. Semester meine Fächerkombination. Jetzt studierte ich Germanistik als Hauptfach, Kunstgeschichte und EKW als Nebenfächer. Dadurch erweiterte sich nicht nur mein intellektueller Horizont, sondern auch die geografische Begegnung mit Tübingen über den Brecht- und Hegelbau in der Wilhelmstraße hinaus in Richtung Burse und Schloss.

Hinzu kam die Arbeit als wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für Geschichtliche Landeskunde, das von Hans-Martin Decker-Hauff geleitet wurde, mit Wilfried Setzler und Franz Quarthal als Assistenten und Herta Messemer als Sekretärin. Auch das hatte A. mir vermittelt.

Von nun an gestaltete sich das Studium nicht mehr als Last, Pflicht und Qual, sondern als interessante, lohnenswerte und vielseitige Quelle des Lernens. Die Uni-Bibliothek wurde mir vertraut und flößte mir keine Angst mehr ein. W. schickte mich zum Bibliographieren und Bücher suchen und ich bestand meine Feuertaufen. Noch heute gehört das Recherchieren zu meinen „Spezialitäten“.



Arbeit am Stichwortverzeichnis zur Germania Benedictina

Ich hatte mich nach einem Jahr besser integriert, kannte mich aus in der Stadt, war nicht mehr zögerlich dafür selbstsicherer, fragte weiter nach allem Neuen, wurde zunehmend aufgeschlossener und beschloss meine Ost-Herkunft nicht mehr so in den Vordergrund zu stellen, veränderte meine Aussprache weg vom anhaltinisch Berliner Dialekt.

Auch das Bafög-Amt erklärte sich nach einem halben Jahr Bearbeitungszeit bereit, mir den vollen Satz zu zahlen, nachdem es beschlossen hatte, die anrechenbaren 450 Mark des DDR-Verdienstes meiner Mutter nicht mehr in DM umrechnen zu wollen oder zu können. Egal, sie zahlten jedenfalls und die Otto-Benecke-Stiftung für Spätaussiedler gab auch noch einen monatlichen Beitrag für die Anfangssemester dazu.

Im Februar 1975 erhielt ich auch vom Kultusministerium Baden-Württemberg die Bescheinigung, dass das DDR-Reifezeugnis anerkannt ist und zur Vorlage bei der ZVS eingereicht werden könne. Davon habe ich letztendlich keinen Gebrauch mehr gemacht.



Landeskundler taufen Schorsch's Enten-Auto

Einige der 30/1-Mitbewohner zog es dann doch in andere Stadtquartiere. Der sich über eine lange Zeit bewährte Kreis von Freunden zerfiel. Auf Dauer war es einfach zu eng im Doppelzimmer und man konnte nicht ungestört lernen. Zu mir ins Zimmer wurde Cl. einquartiert. Mit

ihr gemeinsam versuchte ich dann für ein Semester in einer privaten Untervermietung in der Vogtshaldenstraße das Wohn-Glück. Im Kellergeschoss lebte die Großmutter, im Erdgeschoss wir drei Studenten und darüber der Vermieter mit seiner Familie. Das Kinderzimmer lag genau über meinem ersten eigenen „kleinen Reich“. Schon nach zwei Wochen ergaben sich unweigerlich Differenzen. Unsere Tagesrhythmen waren zu unterschiedlich. Oma meckerte, wenn mich gelegentlich zwei Studienkolleginnen besuchten und wir zusammenarbeiteten. Dafür tobte das Jungvolk sonntags um 6 Uhr in der Früh über mir herum. Einziger Vorteil war, der Weg zum Sportinstitut war nah und ich ging fast täglich morgens zum Schwimmen hinüber.

Schließlich erreichte mich die Kunde, dass G. und R., zwei Freunde aus 30/1 eine nettes kleines Haus in der Käsenbachstraße gefunden hätten. Das Haus hatte in den 50er Jahren ein Pedell der Uni erbauen lassen. Jetzt gehörte es seinen Erben und die waren echt schwäbisch. Das erste Mal kam ich direkt mit der schwäbischen Mentalität, vor allem mit der ausgeprägten Sparsamkeit in Berührung. Nach jedem Satz sagte Herr Sch. „gell“, aber eigentlich hörte sich das an wie „Geld“.

Bisher wurden alle acht Zimmer an männliche Studenten einzeln vermietet, weil jede junge studierende Frau ja ein „leichtes Mädchen“ sei und der Vermieter schon die Erfahrung gemacht hätte, dass da Fenster kaputt gegangen sind, weil die Freier mit Steinchen werfen. (Vielleicht war zu der Zeit die Klingel kaputt?)

Also fuhren unsere beiden Freunde mit den an einem Billig-Schmuck-Stand gekauften „Verlobungsringen“ und einem von uns vier unterzeichneten „Verlobungsvertrag“ zum Vermieter nach Neu-Ulm, befreiten den Schwaben von allen Unannehmlichkeiten und mieteten das ganze stadtnahe, kleine schnuckelige Haus mit Garten. Darin Wiese, Obstbäume und Beete, die wir bewirtschafteten. Und fortan erwuchs hier die Wohngemeinschaft Käsenbachstraße 25 mit acht Bewohnern. Nachdem ein Zaun um das Grundstück gebaut war, zogen auch noch Hund und Katze ein. Unsere schwäbischen Nachbarn beiderseits betrachteten anfangs alles Tun argwöhnisch und geheim, wurden dann aber zunehmend freundlicher. Die typischen WG-Abende mit endlosen Diskussionen z.B. über Aufgabenverteilungen, Abrechnungen, Sauberkeitsanpassungen wurden zumeist essend oder strickend (von Männern und Frauen gleichberechtigt) 14-tägig als Pflichtveranstaltung abgehalten.



Haus Käsenbachstrasse 25

Es war wunderschön in diesem Haus. Ich lebte dort noch bis 1982, mein Sohn war schon anderthalb Jahre alt, als dann der Vermieter keine notwendigen Instandsetzungen mehr vornehmen, sondern „Geld sehen wollte“. Er verkaufte das Grundstück an eine Bauherren-

gemeinschaft. Was dann entstand an plumper Architektur ohne Garten kann man heute noch sehen.

Unser Käsenbach-Haus war schon etwas Besonderes. Gerne kamen unsere Kommilitonen hierher, Arbeitsgruppen tagten sommers im Garten und winters in den kleinen Zimmerchen mit den stinkenden Ölöfen.



WG-Geburtstagsparty

Gemeinsame Kochzeremonien, heftige politische Diskussionen oder Fragestellungen zu den gerade behandelten Themen in den Studien, Trost bei Liebeskummer, Musikhören, Streits, Ärgernisse. Das alles war vertreten und förderte das Gemeinschaftsgefühl und das Lernen von und in einer Gemeinschaft. Es gäbe viele Geschichten zu erzählen...



Lernen im Garten

Mit meinen drei Studienfächern und meiner allwöchentlichen Arbeit am Institut für Geschichtliche Landeskunde war ich dann voll ausgelastet. Referate und Hausarbeiten waren zuhause zu verfassen. Zur Zwischenprüfung nach dem Grundstudium mussten die erbrachten Scheine vorgelegt werden; Prüfungen an sich gab es nicht.

Bis zum Wintersemester 1976/77 galt Germanistik noch immer als mein Hauptfach. Die Hürde zum Kleinen Latinum konnte ich trotz der drei Kurse und dem zweimaligen Antritt zur Prüfung nicht überspringen.

Es war an der Zeit zur weiteren Zukunft des Studiums ernsthafte Schritte in Erwägung zu ziehen. Der erste Schritt war der Wechsel des Hauptfaches und Studienabschlusses. Im März 1977 „schrieb ich mich um“ und studierte von nun an die Kunstgeschichte als Hauptfach.

Wir waren wohl die erste Generation von Studierenden im Fach Kunstgeschichte, die nicht direkt zur Promotion schreiten durften, sondern unterlagen der gerade neu in Kraft getretenen Magisterordnung.

Diese ermöglichte mir später (mit einer Ausnahmegenehmigung), dass ich aufgrund anderer Sprachkenntnisse zur Prüfung dennoch zugelassen wurde und das Latein-Problem endlich begraben werden konnte.

Ab dem Sommersemester 1979 lebte ich von Erspartem, denn die Bafög-Zahlungen wurden regulär beendet. Gleichzeitig meldete ich mich zum Magisterexamen an. Ende des gleichen Jahres gab ich meine Magisterarbeit „Edvard Munch und sein erster Berlin-Aufenthalt 1892 - 1895“ ab, an der ich nahezu zwei Jahre recherchiert, gearbeitet und geschrieben hatte.



In meinem Zimmer

Im Sommer 1980 schloss ich nach elf Semestern Kunstgeschichte und je zehn Semestern Germanistik (Neuere Literatur) und Empirische Kulturwissenschaft mein Studium ab. Für die insgesamt zehn Spezialgebiete hatte ich vier Monate für die schriftliche und drei Monate für die mündlichen Prüfungen Vorbereitungszeit. Am letzten Prüfungstag, dem 23. Juni 1980 hatte ich auch gleichzeitig meinen Vorstellungstermin bei meiner ersten Arbeitsstelle, dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

Rückblickend auf einzelne Seminare oder Vorlesungen inhaltlich einzugehen, gelingt mir nach den vielen Jahren verständlicherweise nicht mehr.
Was aus meiner Tübinger Studienzeit noch im Gedächtnis ist, sei hier stichpunktartig angefügt:

- Die Erarbeitung der Festschrift zum 500-jährigen Universitätsjubiläum in der Landeskunde 1976/77 mit den anschließenden Festlichkeiten. In diesem Zusammenhang auch die Vorbereitungen, Präsentation und Führungen zur Ausstellung der Kunsthistorischen Sammlung der Universität Tübingen in der Kunsthalle. Ich hatte mich besonders um die sogenannte Professorengalerie gekümmert.
- Die vollen Hörsäle im Kupferbau, wenn Walter Jens, Marcel Reich-Ranicki, Hans-Martin Decker-Hauff und Hermann Bausinger ihre Vorlesungen hielten.
- Meine ersten Kunstgeschichts-Referate bei dem Dozenten, der mir den Weg wies, mich motivierte und alsbald einem Ruf nach Wuppertal folgte, Donat de Chapeaurouge.
Die große Holland-Exkursion der Kunsthistoriker im September 1979 mit Konrad Hoffmann und Monika Wagner.



Holland-Exkursion der Kunsthistoriker 1979

- Decker-Hauff's wunderbaren Erzählungen über die württembergischen Königshäuser in den Kaffeepausen. Er erzählte stets so, als wäre er selbst dabei gewesen.
- Der autofreie Sonntag in Tübingen.
- Meine Fahrstunden in und um Tübingen und auf der Schnellstrasse nach Reutlingen.
- Die unruhige Zeit der großen Terroristenfahndung auch in und um Tübingen in den Jahren 1976/77. Auf dem Weg nach Bebenhausen kam ich in die Fahndungskontrolle und mein Käfer-Auto wurde total inspiziert, umkreist von Polizisten mit ihren Pistolen im Anschlag. Unser Besuch bei einer Gerichtsverhandlung in Stammheim und Walter Jens Worte zum Tode von Gudrun Ensslin im Festsaal. Sie hatte Jahre zuvor auch hier in Tübingen studiert.

- Der Streik und die Demonstrationen zum Radikalenerlaß und Berufsverbot 1975 und 1976 mit großem Polizeiaufgebot.



Die Eberhard-Karls-Universität wurde über Nacht zur Ernst-Bloch-Universität umbenannt, 1978

- Das traditionelle Mai-Singen der Burschenschaften und die Pfeifkonzerte und das Eierwerfen.
- Lange Abende im Boulanger und bei Frau Unckel, Ausflüge ins Bergcafé Reusten.
- Viele Freundschaften, von denen einige noch bis heute halten (Danke!), große Lieben.
- Aufführung des WAR-Requiems von Benjamin Britten in der Stiftskirche.
- LTT- und Zimmertheater-Besuche.
- Stocherkahn-Fahrten.
- Die Gärtnerei Huttenlocher in der Käsenbachstrasse, bei der ich manchmal Blumensträuße binden durfte.
- Unser selbstinitiiertes und –organisiertes Käsenbach-Strassenfest.
- Lange Spaziergänge in und um Tübingen, allein, mit Hund oder Freunden.
- Patientin in der Frauenklinik im Sechs- oder sogar Acht-Bett-Saal.
- Fachschaftsabende der Kunsthistoriker.
- Mensa-Essen mit obligatem Nachtschmaus eines Hanuta's und Flugblätter sammeln.

Es waren wunderbare Studienjahre in Tübingen. Ich wollte sie nicht missen.

Und so ging mein Leben dann weiter:

1980-1988 Wissenschaftliche Angestellte im Bereich der Listeninventarisierung beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen-Bebenhausen

1981 Geburt des Sohnes, Gründung der Kindergruppe „Schleifmühlenweg“

1983 Umzug in die Käsenbachstrasse 19

1985 Umzug nach Ammerbuch-Reusten

1986 Hochzeit

1988 Geburt der Tochter

1989 Umzug nach Ostfildern-Ruit
1988-1991 Erziehungsurlaub
1990/91 Katalogtexte zur Ausstellung Edvard Munch-Holzschnitte, Städtisches Kunstmuseum
Spendhaus, Reutlingen
1996-2002 freie Mitarbeiterin für den Bereich Archiv und Öffentlichkeitsarbeit im
Architekturbüro Behnisch, Behnisch & Partner, Stuttgart-Mitte
1991-2003 Angestellte für den Bereich Archiv und Öffentlichkeitsarbeit im Architekturbüro
Behnisch & Partner, Stuttgart-Sillenbuch
2004 arbeitslos - trotz der über 50 Bewerbungen, Fortbildungen, netzwerkend
VHS-Dozentin, Architekturführungen in Stuttgart.
Konzeptentwicklung und Bildung eines Teams für das Projekt „Architektouren in Stuttgart“
(www.architektouren-stuttgart.de). Start 2005



Mutter mit Tochter, 2002